

Der ernsthafte Provokateur : Maxim Biller ist ein bedeutender Autor auch wenn ihn viele nicht dafür halten

Autor(en): **Hübner, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **81 (2001)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Klaus Hübner,
geboren 1953 in Lands-
hut, Dr. phil., lebt als
freiberuflicher Publizist
und Redakteur der Zeit-
schrift «Fachdienst Ger-
manistik» in München.

DER ERNSTHAFTE PROVOKATEUR

Maxim Biller ist ein bedeutender Autor – auch wenn ihn viele nicht dafür halten

Seit Maxim Biller, «der unrasierteste unter Deutschlands Schriftstellern» (Hannes Stein), sein öffentliches Wirken als Journalist und Geschichtenerzähler begonnen hat, ist die Zahl derer, die ihn mit Skepsis beäugen oder ihn als Extrem-Nervensäge des Literaturbetriebs gar vollständig ablehnen, bei weitem grösser als die Schar seiner Bewunderer.

Das hat mit vielem zu tun, mit deutsch-jüdischen Problemen und Verlogenheiten, mit *Billers* Generations- und Szenezugehörigkeit, mit gewissen ästhetischen Unzulänglichkeiten seiner Prosa und anderem mehr. Zuallererst jedoch hat es mit *Billers* Person zu tun und deren unübersehbarem Hang zur Selbststilisierung – was ihn gerne als arrogant und selbstbezogen erscheinen lässt und den Verdacht nährt, hier wolle ein besserwisserischer junger Mann um fast jeden Preis in die Schlagzeilen kommen. In Österreich und vor allem in der Schweiz nur wenig bekannt, hat sich der 1960 in Prag geborene und seit 1970 meist in München lebende *Maxim Biller* seit fast schon zwanzig Jahren als Kulturbetriebs-Provokateur sowie als Verächter und Hasser der meisten bundesdeutschen Zeitgeist-Übereinkünfte einen zweifelhaften Namen erschrieben. Sein Talent für grelle Ego-Inszenierungen, aber auch für ein oft erstaunlich sanft anhebendes Polarisieren von Podiumsdiskussionen ist beachtlich, und deshalb übersieht man leicht die traditionsbewusste Bildung und die ernsthafte, verzweifelte und manchmal auch nur traurige Menschenliebe, die *Billers* nicht für den Tag geschriebene Literatur mehr und mehr prägt. Wahrgenommen wird vor allem, dass dieser Autor mit wahrer Lust «*billerböse*» (*Björn Blaschke*) provoziert und dabei vor vulgär-plakativen Ausdrücken wie der Bezeichnung «*Schlappschwanz-Literatur*» – sein Name für den allergrössten Teil der deutschsprachigen

Gegenwartsliteratur – keineswegs zurückschreckt. Es stimmt indes ebenso, dass die wohldosierten Provokationen dieses fleischgewordenen Widerspruchs zur in Deutschland allgegenwärtigen liberal-banalen *political correctness* fast immer wunde und dringendst diskussionsbedürftige Punkte berühren. Wichtiger als all dies aber dürfte sein, dass man von seinen frühen Kolumnen bis hin zu seinem in diesem Jahr erschienenen ersten Roman «Die Tochter» eine Entwicklung hin zum ernsthaften literarischen Schreiben beobachten kann, eine Entwicklung vom Hallo-dri-Draufhau-Texter zum bedeutenden Schriftsteller – eine Entwicklung übrigens, die viele seiner Gegner gar nicht mitbekommen haben und oft auch nicht wahrhaben wollen. Man muss weder *Billers* übrigens oft auch sehr witzige Sprachunarten goutieren noch mit seinen politischen oder sonstigen Meinungen übereinstimmen, um diesen Vierzigjährigen für einen der besseren deutschsprachigen Gegenwartsautoren zu halten.

Biller studierte Neuere deutsche Literatur, Geschichte und Philosophie in Hamburg und München und schloss seine Studien mit einer Magisterarbeit über das Judentum im Werk *Thomas Manns* ab – eine nicht unwichtige Information für den, der seine jüngere Prosa aufmerksam liest. Er besuchte die renommierte Münchner Journalistenschule und schrieb für eine ganze Reihe von Tageszeitungen und Zeitschriften. Bekannt wurde er durch seine Kolumne «100 Zeilen Hass» in dem von

1985 bis 1996 in Deutschland recht erfolgreichen Zeitgeist-Journal *«Tempo»*, noch bekannter durch seine Glossen im auch nicht mehr existierenden *«ZEIT-Magazin»*, und das dazugehörige obligate *Biller-Photo* – der schlecht rasierte Autor mit schräger Brille – wurde fast so etwas wie *«Kult»*. Maxim Biller wurde, so formuliert es Jan Strümpel, *«rasch zum Prototyp einer neuen, dem offensiven Meinungskampf verschriebenen Publizistik»*. Er äusserte sich fast zu allem und jedem, be- und verurteilte Literaten und Publizisten ebenso wie Politiker und andere Personen der Zeitgeschichte, und er kämpfte für das, was er unter spannender Gegenwartsliteratur mit Schwung und Substanz verstand. Aufschlussreiche Kostproben damaliger *Biller-Kolumnen* versammelt das Taschenbuch *«Die Tempojahre»* (1991) – aufschlussreich insofern, als man das hohe Erregungsniveau, das viele seiner tagesaktuellen Einmischungen prägte und sich in manchen Reaktionen darauf fortsetzte, schon heute kaum noch nachvollziehen und sich weit intensiver als zu ihrer Entstehungszeit auf die stilistischen Qualitäten der Kolumnen konzentrieren kann. Und siehe da – es gibt sie, diese Qualitäten, und nicht einmal zu knapp. Dennoch muss man selbstverständlich auch heute – sucht man über *Billers* Idiosynkrasien hinaus nach durchgängigen Themen und Thesen – auf das in bis anhin nicht vermommener Weise artikulierte jüdische Selbstverständnis des Autors zu sprechen kommen. *Biller* ist, wie andere als Schriftsteller ebenfalls in den achtziger Jahren hervorgetretene *«Nachgeborene»* seiner Generation, in einer bundesdeutschen Welt aufgewachsen, die von den komplexen, von viel gutem Willen getragenen und dennoch von Missverständnissen und Irritationen keineswegs freien Nachkriegs-Übereinkünften zwischen Deutschen und Juden wesentlich bestimmt war. Er opponiert gegen viele dieser Übereinkünfte – das unkritische Bild vom *«guten Juden»* gehört dazu – und will sich von der starren, alles Leben dominierenden Holocaust-Fixierung der Eltern und Grosseltern absetzen, die der Komplexität jüdischen Lebens in Deutschland vier Jahrzehnte nach Ende des Krieges nicht mehr gerecht zu werden scheint. Schluss also mit dem ewigen Starren auf den Mas-

.....

Die durch
und durch
geschichts-
bewusste Suche
nach einem
Ort jenseits
aller in
40 Jahren
festbetonierten
Zuschreibungen
durchzieht
Billers
Arbeiten.

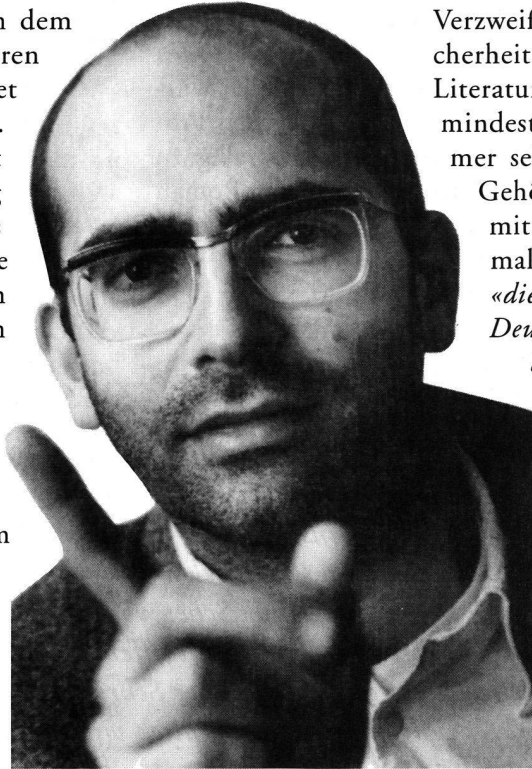
.....

senmord? Nein, sagt *Biller* in seiner Dankrede zur Verleihung des Tukan-Preises (1994): *«Heute von Juden erzählen, heisst für einen jüdischen Autor (...) immer auch vom Holocaust erzählen»*, sei es doch so, *«dass alles, was wir heute schreiben und denken und tun, dass also alles, was uns politisch und intellektuell beschäftigt, ein Echo auf die schrecklichste aller schrecklichen Zeiten ist»*. Die durch und durch geschichtsbewusste Suche nach einem Ort jenseits aller in 40 Jahren festbetonierten Zuschreibungen durchzieht *Billers* publizistische Arbeiten und dominiert auch seinen ersten Erzählungsband *«Wenn ich einmal reich und tot bin»* aus dem Jahr 1990.

Billers literarisches Debüt wurde mit grosser Aufmerksamkeit bedacht, und besonders *Peter von Beckers* enthusiastische Besprechung in der *«Süddeutschen Zeitung»* lenkte das Interesse auf diesen jungen Mann, der *«unreifer und unruhiger, frecher und im besten Falle furioser»* schreibe als *Irene Dische*, mit deren Buch *«Fromme Lügen»* *Billers* Sammlung oft in einem Atemzug genannt wird. Nicht alle Kritiker und Leser werden *Peter von Becker* zustimmen, auch wenn seine Rezension bereits die Beobachtung festhält: *«Wohl macht er sich gerne lustig. Aber nie allein auf Kosten anderer. Dieser Autor bezahlt immer mit»*. Das stimmte wohl schon damals, ebenso wie die Rede von *Billers* *«Talent zu kurzen Formen»*, und doch sind die stilistischen und kompositorischen Schwächen dieser *«klischeegespickten Porträts von Profiteuren, «Musterjuden», neurotischen, zynischen und sexhungrigen Gestalten»* (Jan Strümpel) evident. Man erfährt in vielen dieser rasant erzählten, zwischen Journalismus und Literatur schwebenden dreizehn *«Faction»*-Texte durchaus Überraschendes und kann das – bis hin zum Tabubruch – positiv finden, auch wenn man manche Geschmacklosigkeiten und Geschwätzigkeiten nicht besonders schätzen wird. Dass *Biller* ohne vorgefasstes Bild vom Menschen auskommt und sich ausschliesslich den Gesetzen der jeweiligen Identität seiner Figuren unterwirft, dass sich demnach alle angeblich klaren Grenzen zwischen Tätern und Opfern verwischen und die Absurditäten des Alltags zum Spielmaterial der Texte werden – das mag alles sein und sagt doch so wenig wie

die Tatsache, dass seine zentrale Erzählung «Harlem Holocaust» dem Vorbild *Philip Roth* ein Denkmal setzt. Wichtiger scheint zu sein, dass dem Autor bei seinem hohen Provokationstempo oft genug der erzählerische Atem ausgeht und dass obszöne Drastik sowie adjektivreiche Nähe zu Kitsch und Klatsch verstören – der Leser sieht nicht recht, was ihm über das reiche Schock-Panorama hinaus von den meisten dieser Erzählungen bleiben wird. Ihr «*verbalen Einfallsreichtum*» allein, in dem *Hannelore Schlaffer* den besonderen Reiz von *Billers* Texten begründet sieht, wird es schwerlich sein. Höchstens der die Lesbarkeit fördernde erzählerische Schwung – und eine vage Ahnung, dass das Studium der grossen Werke der Literatur an *Biller* doch nicht spurlos vorübergegangen ist.

Billers Band «Land der Väter und Verräter» erschien 1994, versammelt 16 Erzählungen und ist erheblich besser. Kraftmeierei und Verbalprotzentum finden sich nur noch selten, der Blick öffnet sich über Deutschlands Grenzen hinaus und richtet sich auf Menschen, die entwurzelt sind, sich in fremden Umgebungen schwer tun, Verdrängungen und Lebenslügen auszuhalten haben und sich ihrer jüdischen Identität nur auf widersprüchliche, oft bizarr oder phantastisch anmutende Art ansatzweise versichern können. *Biller* skizziert hier, wie *Jan Strümpel* schreibt, «in ganz anderer Intensität und Plausibilität als in seinem Erstling beschädigte Biographien, entwirft Porträts von Menschen bei ihrer Suche nach Einverständnis, nach Orientierung und seelischen Bindungen». Das Durchspielen des Verrats-Themas und das Attackieren der vielfach zu leeren und selbstgerechten Klischees geronnenen Väter-Identitäten bestimmen den Band, dessen erster Text «Ein trauriger Sohn für Pollok» auch heute noch alle *Biller*-Verächter davon überzeugen müsste, dass sie sich im Künstler *Biller* geirrt haben. Man mag Stil und Sprache dieser künstlerisch erstaunlich disziplinierten Erzählungen ruhig als «altmodisch» bezeichnen, wie *Werner Fuld* das getan hat, und wird diesem Kritiker



Maxim Biller

trotzdem nicht folgen, wenn er ihnen Tempo, subversiven Witz oder subtile Spannung abspricht. Denn zu lesen sind meist mitreissende, bisweilen sehr nachdenklich stimmende, immer noch und immer wieder anders herausfordernde und ästhetisch überzeugende Erzählungen im besten Wortsinn, literarisch gekonnt und von grosser Sprachkraft. Und weil das so ist, wird auch deutlich, dass *Maxim Biller* seinen fast heiligen Ernst, seine grosse Verzweiflung und seine unbehauste Unsicherheit auf durchaus grandiose Weise in Literatur umzusetzen vermag und sich zumindest in seinem literarischen Werk immer seltener durch rüde Verbalattacken Gehör verschaffen muss. *Biller* ist es mit seinem zweiten Prosaband erstmals gelungen, sein Lebensthema – «*die Unmöglichkeit, als Jude im Deutschland von heute ein unbeschädigtes Leben zu führen*» (*Alfred Bodenheimer*) – künstlerisch umzusetzen.

Mit seiner Anerkennung als ernst zu nehmender Dichter aber tat er sich nach wie vor schwer, und im Grunde ist das immer noch so. Zunächst liegt das sicherlich daran, dass *Biller* ja nicht aufgehört hat, sich polternd wie eh und je in aktuelle Debatten einzumischen, etwa die deutsche Nachkriegsliteratur in Bausch und Bogen als verlogen und heuchlerisch zu verdammen, die Texte vieler seiner Generationsgenossen zumindest als langweilig zu bezeichnen oder die Literaturkritiker und erst recht die Germanisten als Totengräber der Literatur hinzustellen. Es ist übrigens nicht anzunehmen, dass *Biller* ruhiger werden und die Medienmaschine nicht mehr zum Anspringen bringen wird. Zweitens hat die ungerechte Geringschätzung *Billers* ihren Grund in seiner vertrackten Rezeptionssituation – der explizit jüdische Autor *Maxim Biller* schreibt Minderheitenliteratur, Texte nämlich, deren Figuren, Themen und Motive bei seinem nicht-jüdischen Publikum zwar auf ein wie immer zu qualifizierendes Interesse stossen – ohne dass es jedoch ihre ureigenen Lebenswelten sind, von denen da die Rede ist. *Biller* schaut, wie sein Kollege *Matthias Altenburg* zu Recht festgestellt hat, «noch immer mit den Augen des

Fremden auf eine Umgebung (...), in der es ihm nicht gelungen ist, heimisch zu werden». Sicher, man muss, die Liste der Bestseller beweist es, nicht immer ums Eigene kreisen – dann aber will man es meistens etwas beschaulicher und tourismuskompatibler, und damit kann *Biller* nun wirklich nicht dienen. Er habe als Kind gern «*Doktor Dolittle*» gelesen, sagt *Biller*, denn dieser Doktor habe verstanden, «*was Hunde und Katzen sagten, obwohl das gar nicht ging*». Und weiter: «*Später wurde ich selbst Doktor Dolittle und die Deutschen wurden meine Hunde und Katzen.*» Zugleich wurden sie seine Leser – und da liegt das Problem. Nun aber scheint sich das alles zu ändern, seit *Maxim Billers* erster Roman vorliegt, auch wenn die Urteile darüber

naturgemäss weit auseinander liegen. Dass der Ruhm des Literaten *Maxim Biller* durch «*Die Tochter*» zu Recht weiter anwachsen wird, lässt sich absehen. Womöglich wird er irgendwann sogar als einer der letzten wahren Moralisten geschätzt werden. Doch das ist eine andere Geschichte. ♦

Lieferbare Bücher von Maxim Biller

Wenn ich einmal reich und tot bin. Erzählungen. Köln 1990 (Kiepenheuer & Witsch). Auch: München 2000 (dtv).

Die Tempojahre. München 21992 (dtv).

Land der Väter und Verräter. Erzählungen. Köln 1994 (Kiepenheuer & Witsch). Auch: München 1997 (dtv).

Harlem Holocaust. Erzählung. Nachwort von Gustav Seibt. Köln 1998 (Kiepenheuer & Witsch).

Die Tochter. Roman. Köln 2000 (Kiepenheuer & Witsch).

Rainer Moritz,

geboren 1958 in Heilbronn, Studium der Germanistik, Philosophie und Romanistik. Promotion. Seit 1998 Leiter des Hoffmann und Campe Verlags in Hamburg. Essayist und Kritiker, u.a. für «*Neue Zürcher Zeitung*», «*Rheinischer Merkur*», «*Frankfurter Rundschau*». Zahlreiche Buchpublikationen, zuletzt «*Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*» (Hg. mit Andrea Köhler, Leipzig 1998); «*Das FrauenMännerUnterscheidungsBuch*», C. H. Beck, München 1999 und «*Schlager*», dtv, München 2000.

ALLES IMMER NUR KRIEG

Maxim Billers risikofreudiger Roman «Die Tochter»

Wer austellt, muss auch einstecken. Diese einfache Regel gilt auch für den Schriftsteller Maxim Biller. Seit vielen Jahren tut er sich als «enfant terrible» der Medienwelt hervor, das ohne Scheu vor dem politisch korrekten Mainstream mit provozierenden Thesen die öffentliche Meinungsszene aufzumischen sucht. Immer wieder gerne schmährt er Schriftstellerkollegen, denen er nachsagte, ihre Hervorbringungen seien so «sinnlich wie der Stadtplan von Kiel».

Nach mehreren Erzählbänden liegt mit «*Die Tochter*»¹ nun *Billers* erster Roman vor, ein – um es vorwegzunehmen – ausuferndes, massloses, überambitioniertes und doch ungemein beeindruckendes Werk, das den selten gewordenen Mut zur grossangelegten Gesellschaftsreflexion aufweist. Motti, wie der Protagonist genannt wird, durchlebt rund fünfzehn Jahre bundesrepublikanischen Lebens, als er die Traumata des Libanon-Kriegs 1982 und seine Heimat Israel hinter sich lassen will und, eher zufällig, in München sesshaft wird. Er heiratet Sofie, eine Deutsche, die das Unglück anzuziehen scheint: Ihre Karriere an der Universität scheitert ebenso wie ihre Dissertation, und auch als Assistentin in einem Buchverlag ist sie den Intrigen (so zumindest ihr Blick) der Kollegen nicht gewachsen. Nurit, die gemeinsame Tochter,

wächst als stummes, introvertiertes Kind auf, das alsbald zum Objekt einer väterlichen Liebesobsession wird. Wie nicht anders zu erwarten, geht die Ehe in die Brüche; Nurit, so scheint es, bleibt bei ihrer Mutter, während sich Motti als Grossstadtsingle durchschlägt. Mal eröffnet er einen (unrentablen) Jeansladen, mal arbeitet er für den Sicherheitsdienst der jüdischen Gemeinde, und zuletzt weist er, ohne innere Überzeugung, unbefriedigte Frauen, die «*in Wahrheit nur ihre Spuren in die Vergangenheit verwischen*» wollen, in die Geheimnisse der Thora ein.

So, vielleicht, liesse sich der Rahmen des Romans beschreiben – wären da nicht jene zahlreichen Widerhaken, mit denen *Biller* die Sicherheit des Erzählten laufend in Frage stellt. So suggerieren etwa die Eingangs- und die Schlusszene, dass Mottis Rückblicke als ein einziger Sonntag-

¹ Maxim Biller, *Die Tochter. Roman*. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2000.